

26.2.2015, 05:30 Uhr

Michael Fehrs Erzählung «Simeliberg»

Im Herz der Finsternis

Philipp Theisoehn 26.2.2015, 05:30 Uhr



Michael Fehr greift mit seiner Erzählung direkt ins Herz der eidgenössischen Kulturgeschichte. (Bild: Simon Tanner / NZZ)

Ganz am Ende löst sich das grosse Rätsel. «Ja / da musst du jetzt durch / aber weisst / ich mag dich gut / und ich werde dir helfen / Schreiber / helfen» – spricht die Fahnderin, und auf einen Schlag begreift man, was man gerade gelesen hat: das Protokoll eines Verhörs, angefertigt unter amtlicher Mithilfe, Assistieren beim Schreiben also. Eine anspruchsvolle Textform. Wer je eingehender mit der Polizei zu tun hatte, wird sie wiedererkennen. Beständig schwankt sie zwischen dem der Behörde auferlegten Code des Schriftdeutschen und dem Duktus der erlebenden Sprache.

Solche Protokolle sind zumeist Feste der indirekten Rede, der Ellipsen und des Paradoxons einer standardisierten Mundart, die, wenn man sie lässt, etwa so wunderbare Gerichte wie «Gehacktes mit Hörnlein» hervorzubringen vermag. Es gibt nicht viele Schweizer Autoren, die diesen Drahtseilakt über längere Strecken beherrschen. Carl Albert Looslis «Schattmattbauern» wären hier sicherlich unter den ersten Adressen zu nennen – und selbstredend auch Glauser als Grossmeister des angestrengten kriminalistischen Erzählens.

Genau Milieuzeichnungen

Michael Fehrs soeben erschienene Erzählung «Simeliberg», in Klagenfurt bereits mit dem Kelag-Preis prämiert, nimmt sich dagegen unscheinbar aus: eine dürre Kladde, insgesamt 142 Seiten jäh umgebrochener Halbzeilen nebst Glossar, frei von Zeichensetzung. Und doch zeichnet dieser Text mit Verve ein Milieu, das wir nach wenigen Momenten schon bestens zu kennen glauben. Es braucht dazu nicht viel: ein Kaff, ein Sonderling in einem abschüssigen Krachen, ein wenig fanatisierte Dorfjugend – und natürlich Behörden, Menschen, die für Ordnung sorgen und die immer vorgeben, mit alledem eigentlich nichts zu tun zu haben.

Menschen wie der «Gemeinsverwalter» Anatol Griese, der sich schon deswegen nie zuständig fühlen kann, weil sein Vater aus dem Deutschen kam.

Er mag der Verwalter dieser Ortschaft sein, aber zugleich ist er eben «auch nicht immer von hier / und da kommt ihr ein Leben lang nicht darüber hinweg». So gehen ihn eigentlich auch die Fürsorgeansprüche des alten Schwarz nichts an, der seit Jahrzehnten dort unten, abseits des Dorfes in einem monströsen Krachen, vor sich hin lebt, zuerst mit Frau, jetzt seltsamerweise auf einmal ohne. Das ist nicht Grieses Sache, ebenso wenig, wie es Schwarzens Obsession mit sozialistischer Theorie und Marskolonisierungsplänen ist, und auch die Unmengen an Bargeld, die der angeblich mittellose Alte in seinen Schubladen verwahrt, fallen nicht in sein Ressort.

Aber so sehr er sich auch dagegen sträuben mag: Der Sog, der von Fehrs Wortkaskaden ausgeht, wird Anatol Griese mitten in die Katastrophe hineinziehen. Am Ende wird man die Überreste von sieben jungen Herren in den Ruinen des Schwarzschen Anwesens aufsammeln, und inmitten des Malheurs wird allein der Gemeindeverwalter zurückbleiben, der mit alledem angeblich nichts zu tun hat, aber ohne den vermutlich nichts davon geschehen wäre. Und dessen Jagdgewehr sich dann auch noch seltsamerweise am Tatort findet. Es versteht sich von selbst, dass die Polizei da Fragen stellt.

Damit wäre nun der Plot im Grunde schon verraten, aber tatsächlich weiss man dadurch noch gar nichts vom «Simeliberg». Dieses Buch ist viel weniger Handlung als Bewegung, seine Figuren brauchen keine Motive oder weitreichenden Biografien – im Gegenteil: Es hat schon seinen Sinn, dass sie Schemen bleiben. Wie in einem Schattenriss treten sie kurz hervor und versinken wieder in der Fläche. Herr Schwarz, Frau Weiss, die Kleinfamilie Wyss und dazwischen der «Graue», nämlich Griese: Ein farbloses Konturenspiel tritt einem da entgegen. Man begegnet ihm wieder und wieder.

Wenn Griese sein Telefon hervornimmt, den Knopf drückt, «und es leuchtet weiss / wartet / bis es ablöscht / drückt / wartet / bis es löscht» – spätestens dann weiss man, dass die Menschen in dieser Welt längst zu Schattenwesen verkommen sind, die man wie Vampire bestenfalls kurz ins Licht zerren kann, bevor sie wieder verschwinden oder zu Staub zerfallen. Dialogpartner sind sie nie. Gesprochen wird immer aus dem Dunkel oder ins Dunkel – und zum Verhängnis wird es dem Gemeindeverwalter, dass man im Dunkeln nicht erkennen kann, bei wem die eigenen Worte eigentlich ankommen und was sie dort auslösen.

Das Telefon avanciert dabei nicht von ungefähr zur Leitmetapher. Grieses kunstvoll inszenierte Telefonate, bei denen uns die Seite des Angerufenen unhörbar bleibt, legen die Kernstruktur der Erzählung frei. Es gibt in dieser Welt keine stabile Kommunikation, nur aufleuchtende und verglimmende Worte. Sätze, echte Sätze findet man hier nicht mehr; die Aufmerksamkeit einer Zeile reicht kaum über die vorangehende hinaus – und gelegentlich nicht einmal so weit. Man kann, man muss in diesem Zusammenhang vielleicht auf das Produktionsverfahren zu sprechen kommen, das Michael Fehrs Texten zugrunde liegt; entstehen diese doch in der Tat als eine Folge von gesprochenen, diktierten

Wortfolgen, deren schriftliche Fixierung ein Effekt von Aufzeichnungssoftware ist.

Das gegenwärtig überall grassierende «Spoken Word» ist dafür eigentlich ein viel zu unpräziser, weil auf die Performance schielender Begriff. Mit Blick auf die konzeptuelle Grundlage dieser Literatur müsste man eher von einem Erzählen ohne Langzeitgedächtnis sprechen. Das An- und Ineinanderfügen sich ablösender Sinneseindrücke und Denkfragmente zu einem prosaischen und eben nicht poetischen Komplex, zu einer Geschichte, die sich zur Not auch der Polizei erzählen liesse: Das ist durchaus eine anspruchsvolle Kunst. Fehr beherrscht sie, zurzeit vielleicht sogar am besten. blieb sein 2013 erschienenes Oratorium in siebzehn Sätzen, «Kurz vor der Erlösung», noch ganz einem lyrischen Sprachdenken verbunden, so unterwirft er in «Simeliberg» die Eigenmächtigkeit der Worte, der «inneren Stimme», wie Fehr es nennt, den Gesetzen der Logik und der Konsequenz.

Eine Schweizer Kulturgeschichte

Eine Kunstübung also, ja. Aber auch ein wichtiges Buch? Das allemal. Und ein wichtiges Buch über die Schweiz und für die Schweiz obendrein. Oberflächlich betrachtet schon allein deswegen, weil es bereits mit dem Titel direkt in das Herz eidgenössischer Kulturgeschichte hineingreift. Der «Simeliberg» verbindet die Erzählung mit dem Kehrsvers des «Guggisberger Lieds», der Keimzelle der «maladie suisse», des Heimwehs. Und so, wie im Kuhreihen die Bedeutung dieses Namens unausgesprochen bleibt, so macht sich Fehrs Erzählung nun wiederum daran, jene Chiffre der pathologischen Helvetia neu auszubuchstabieren. Auch im 21. Jahrhundert «isch äben e Mönsh uf Ärde» ein Mensch, der in der Schweiz nicht daheim sein kann, sondern von ihr heimgesucht wird.

Anatol Griese. In jenem «tristen Bauernhaus mit ungestümem Dach / ein zerklüfteter Haufen aus grauen und schwarzen Tupfen / unter dem ein Haufen blinder Fenster leer in die Öde starrt», dort unten im Krachen, wo «das Liebliche sich ins Abgründige verkehrt» (wie Fehr einmal die Emmentaler Landschaft beschrieben hat) – dort lernt der Gemeindeverwalter sein Land erstmals richtig kennen. Ehe er sich's versieht, ist er zur Stimme eines verschütteten, eines verlassenen Lebens im Schatten der Berge geworden, einer Existenz mit haufenweise gebunkertem Geld im Schaft, geschmuggelten Waffen im Keller und Leichen im Vorgarten. Und wie man zu alldem gekommen ist, weiss niemand zu sagen.

Es gibt manchmal Bücher, von denen man mit Fug und Recht behaupten darf, es wäre heilsam, wenn sich ein Land mit ihnen eine Weile beschäftigen würde. «Simeliberg» ist so eines.

Michael Fehr: Simeliberg. Der gesunde Menschenversand, Luzern 2015. 142 S., Fr. 28.90.